

JUGENDHILFE

Die letzte Chance

Lange Zeit lehnten die meisten Experten geschlossene Heime als Kinderknäste ab. Doch weil vielen jungen Intensivtätern draußen nicht geholfen werden kann, erleben diese Einrichtungen heute eine Renaissance. Oft merken Jugendliche hier zum ersten Mal, dass sie mehr können als schlagen.

Draußen zwitschert ein Vogel in der Morgensonne, durch die offenen Fenster weht ein lauer Wind in den Klassenraum. Eigentlich würden die drei Jungs und das Mädchen heute wohl baden gehen. Aber sie sitzen vor einem Brett und spielen „Mensch ärgere Dich nicht“. Sie sind still, bedächtig schieben sie die Figuren über die schwarzen Felder. Sie können nicht baden gehen. Die Fenster sind vergittert, die Türen verriegelt.

Dies ist keine gewöhnliche Schule, sondern ein geschlossenes Heim der Evangelischen Jugendhilfe für 10- bis 14-jährige Jugendliche, die als besonders schwierig gelten. Die Jungs und das Mädchen werden hier also für Monate festsitzen – wie alle Minderjährigen, deren Einweisung ein Familienrichter genehmigt hat. Weil sie anderen Kindern Knochen brachen, weil sie ihren Körper feilboten oder Lehrer bedrohten. Und weil irgendwann keiner, wirklich keiner mehr wusste, wie man diese Nachwuchsschläger und Prostituierten draußen wieder auf die richtige Spur bringen könnte.

In den vergangenen Jahren erlebten solche Einrichtungen eine stille Renaissance: Elf neue Heime sind seit der Jahrtausendwende gegründet worden. Bald wird es fast in der Hälfte aller Bundesländer derartige Heime geben. Die Anzahl der Plätze hat sich mehr als verdoppelt. Heute sind es circa 260 in 19 Einrichtungen. Bis auf Rheinland-Pfalz und Brandenburg sind es zwar alles unionsgeführte Länder, in denen es solche Häuser gibt, doch Anfragen, so Heimleiter, kämen von Jugendämtern aus der gesamten Republik.

Auch die Bundesregierung plant, den Weg für eine intensivere Betreuung krimineller Kinder zu ebnen. Justizministerin Brigitte Zypries (SPD) will diesen Mittwoch einen Gesetzentwurf zur „Erleichterung familiengerichtlicher Maßnahmen“ ins Kabinett einbringen. Darin finden Familienrichter eine Definition, wann ein Kind ins Heim gehören könnte und wann nicht: „Die Unterbringung“, soll es demnächst im Bürgerlichen Gesetzbuch heißen, sei immer dann „zulässig, wenn sie zum Wohl des Kindes“ erforderlich sei und eine „erhebliche Selbst- oder Fremdgefährdung“ anders nicht abgewendet werden könne. Das ist etwas vage, aber für einige Fachleute dennoch der richtige Weg.



Heimkind Friedrich*: „Wenn ich draußen bin, geht alles wieder von vorn los“

Sie fordern, dass die Justiz früher reagiert – nicht erst wenn ein kriminelles Kind mit 14 Jahren strafmündig wird.

Das war nicht immer so. Geschlossene Heime gehörten lange Jahre zu den „grundlegenden Tabus der Fachszene“, schreiben die Erziehungshilfeexpertinnen Sabrina Hoops und Hanna Permien vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) in einer Studie. Die meisten Fachleute lehnten bis vor wenigen Jahren diese Einrichtungen als „Kinderknäste“ ab. Von mehreren hundert Häusern für Jugendliche in den sechziger Jahren schnurrte deshalb das Angebot auf etwa 120 Heimplätze Ende der neunziger Jahre zusammen.

Noch heute sind geschlossene Heime umstritten, aber jetzt kann man freier über das Thema reden. Pädagogen und Sozialarbeiter hätten eben gemerkt, so Permien und Hoops, dass die Häuser der Gegenwart nicht mehr den Fürsorgeheimen der fünfziger und sechziger Jahre ähnelten. Viele Jugendliche mussten damals für ein Taschengeld über Jahre auf Feldern oder in Wäschereien schuften, sie wurden gedemütigt und geschlagen. In der Adenauer-Ära wurden überdies nicht nur Gewalttäter oder Straßenkinder

eingewiesen. Heimkinder waren damals oft Sprösslinge alleinstehender Mütter, die bereits als verwaht galten, wenn sie häufig in örtlichen Tanzschuppen gesichtet wurden.

Heute sind es Kinder wie Christian*. Die Großeltern brachten den Elfjährigen im vorvergangenen August ins Würzburger Heim. „Ich habe es kaum ausgehalten“, erzählt die Großmutter unter Tränen: Sie fuhr mit einem Polizeiwagen vor, ein kleiner Junge mit großen blauen Augen und blonden Haaren stieg aus, ein Stofftier unter jeden Arm geklemmt. Er war ganz still. Aber als die Großeltern gingen, mussten vier Erzieher ihn festhalten, so tobte er beim Abschied. Er schrie, er weinte, er hatte noch nie woanders gelebt.

Die Großeltern hatten den Jungen früh von der psychisch kranken Tochter übernommen. Erst lief alles gut, dann bekam Christian Tobsuchtsanfälle. Er habe sie gepackt und geschüttelt, sagt die Großmutter Elke S., „und manchmal war ich dann so außer mir, dass ich Angst vor mir selbst bekam“.

Im Unterricht kam er nicht mit, dann blieb er zu Hause. Nach einem Vierteljahr lud Elke S. die Jugendamtsmitarbeiterin zu sich ein. Als Christian hörte, er solle

* Namen geändert.

ins Heim, rannte er in die Küche, nahm ein großes Messer aus dem Holzblock und schrie, er gehe da nicht mit.

Bei der psychiatrischen Untersuchung zu Beginn des Heimaufenthalts kam heraus, was nicht selten herauskommt: dass vorher gravierende Fehler gemacht wurden. Christian war für die Schulpyschologin debil und garstig gewesen. Das Würzburger Heim dagegen fand heraus, dass er unter starken psychischen Störungen litt, bei normaler Intelligenz. Mit den richtigen

schrieben: Falls Kinder nach vielen Anforderungen keine Hausaufgaben machen wollten, würde er mit ihnen auch nicht mehr darüber diskutieren. Er würde sich im Extremfall „vor ihr Zimmer setzen, bis sie fertig sind“.

Da manche Jungen und Mädchen seit Jahren keine Hausaufgaben mehr erledigen, da sie weder gelernt haben, Grenzen zu setzen noch sie zu respektieren, arbeiten die Heime mit einem strengen Regelsystem und einem bis ins Kleinste geplan-

kommt er für bis zu zwölf Stunden in den „Jugendschutzraum“ im Keller, anderswo Isolierzelle genannt, ein etwa zehn Quadratmeter großes Zimmer, gelb und muffig.

Das ist hart. Aber in offenen Heimen haben Erzieher diese Spezies Kind nicht immer unter Kontrolle. Anna*, zwölf Jahre alt, ist in einer solchen Einrichtung jede Nacht mit ihrer besten Freundin „abgehauen“. Die beiden haben dann geraucht und getrunken, sie selbst „aber niemals mehr als fünf Flaschen Bier“, sagt Anna. Dem Unterricht konnte sie nur noch schlecht folgen. Erst seit sie im geschlossenen Heim in Würzburg ist, verbringt Anna jede Nacht in ihrem Zimmer.

Sie ist ein dünnes Mädchen mit intelligenten Augen, rabenschwarz gefärbten, kinnlangen Haaren und einem viel zu blassen Gesicht. Nach Würzburg kam Anna nicht nur, weil sie andere Kinder schlug, wenn die sie „Mädchen“ nannten („Ich habe doch einen Namen“). Sie wurde eingeliefert, nachdem sie gemeinsam mit ihrer besten Freundin ein anderes Heimmädchen angeblafft hatte, sie solle „ihren Abschiedsbrief schreiben“. Als die nicht folgte, übergossen die beiden Freundinnen die Kleine mit Spülmittel und schrieben ihr mit Nagellack einen Spruch auf die Wange, „ich bin dumm oder so ähnlich“, erinnert sich Anna.

Sie erkläre den Kindern immer wieder, „ihr müsst euch ein Stoppschild vorstellen“, sagt die Würzburger Sozialpädagogin



Erzieher und Teenager in (Würzburg): „Die Eltern wollen, dass wir ihr Kind heil machen“

Medikamenten hätte man das schon früher ausgleichen können.

Die meist 12- bis 14-Jährigen kommen heute im Schnitt für elf Monate in ein geschlossenes Heim. Wenn sie dort eintreffen, sind sie den Behörden über lange Jahre schon aufgefallen, weil sie die Schule schwänzten und sich kriminell verhielten. Die Heimkinder des neuen Jahrtausends haben dann laut DJI-Studie meist schon viele Erziehungshilfen hinter sich: Als 125 Heimakten aus dem Jahr 2004 ausgewertet wurden, ergab sich, dass rund 20 Prozent der Kinder bereits vor ihrem achten Lebensjahr vom Jugendamt pädagogisch betreut wurden. Drei Viertel können sogar auf eine Behandlung in der Psychiatrie zurückblicken. Meistens stellen die Eltern dann den Antrag, weil sie nicht mehr weiterwissen.

Gunter Adams, Pädagogikprofessor und Leiter des geschlossenen Heims in Würzburg, hat einen Vollbart und trägt eine eckige Nickelbrille. Er sieht ein bisschen aus wie ein alternativer Gymnasiallehrer. Als Verfechter geschlossener Heime sieht er sich nicht. „Aber was wollen Sie mit Jugendlichen machen, die uns einfach nicht mehr ernst nehmen?“ Bereits Ende der neunziger Jahre hatte Adams das Konzept für sein geschlossenes Heim ge-

ten Tagesablauf. Manche seien so zurückgeblieben, sagt die pädagogische Leiterin in Würzburg, Michaela Holler, dass sie in der achten Klasse noch nicht einmal das Abc könnten. Viele Teenager müssen am Anfang erst einmal die Grundlagen bürgerlichen Lebens lernen: dass man morgens aufsteht, frühstückt, sich wäscht, die Zähne putzt und zur Schule geht – und dass die Gesellschaft unangenehm reagieren kann, wenn einer das nicht tut.

In Adams und Hollers Heim gibt es deshalb für alle Verhaltensformen Punkte oder Punktabzüge. Sechs Erzieher und drei Lehrer überwachen die Entwicklung der höchstens sieben Insassen: In den meisten offenen Einrichtungen gibt es weniger Personal, deshalb sind sie auch mehr als hundert Euro am Tag billiger.

Nur wer sich über viele Wochen anständig verhalten hat, kann die Zeitspanne, die er das Heim allein verlassen darf, von null auf neunzig Minuten pro Tag steigern. Allen Kindern aber, die den Unterricht stören, ihre Mitmenschen weiter als „Hurensohn“, „Schlampe“ oder „Motherfucker“ beleidigen, dürfen irgendwann ihr eigenes Zimmer nur noch zum Essen, für den Unterricht, Sport, Werken oder intensive Problemgespräche mit den Pädagogen verlassen. Wenn einer ausbricht,

UMFRAGE: GESCHLOSSENE HEIME



„Bundesweit wächst die Zahl geschlossener Heime. Halten Sie die Betreuung ‚schwererziehbarer‘ Jugendlicher in solchen Einrichtungen für den richtigen Weg?“

JA 53%

NEIN 36%

10% weiß nicht

TNS Forschung für den SPIEGEL vom 3. und 4. Juli; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: keine Angabe



Justizministerin Zypriens Lange Zeit tabu

Patrizia Hoffmann, 30, „und dann müsst ihr nachdenken, nachdenken, nachdenken, bevor ihr alles kaputtmacht.“ Sie sagt das zu Jugendlichen, nachdem die ihr halbes Zimmer kurz und klein gehauen haben, die Stühle, den Tisch, die Stereoanlage. Die zerstörte Anlage kommt auf den Müll, die Möbel muss der Jugendliche zusammen mit dem Hausmeister neu zimmern.

Über die Gründe, warum er das getan hat, muss der Jähzornige notfalls eine Stunde lang mit seinem Vertrauenserzieher reden. Das ist für die meisten fast das Schlimmste. Das Konzept, das dahintersteckt, heißt: „Aushalten statt ausgrenzen“. Denn wieso sollte sich jemand ändern, wenn ihm keiner eine Chance gibt?

Es gibt aber auch Kinder, die zu viele Chancen hatten. Jörn* ist so eins. Er ist Sohn eines Unternehmers. Und Opfer „massiver Überbehütung“, sagt ein Erzieher. Wenn er etwas wollte, bekam er es. Immer. Und dann wollte er lieber nicht mehr in die Schule gehen. Irgendwann wurde es den Eltern zu viel, sie steckten ihn ins Heim. Da er intelligent ist, fand

dem Elend noch aufregt. Aber die Stimme der Frau wird schneidend, wenn sie von dem heimwehkranken Jungen erzählt, der tagelang vergebens nach Post von seiner Mama fragt. Oder wenn ihr diese andere Mutter einfällt, die zu ihrem Kind sagte: „Du Missgeburt, wenn du nicht wärst, wäre alles anders.“

Auch der Rummelsberger Heimleiter Markus Enser glaubt, dass selbst diese Eltern ihre Kinder lieben – „aber bei ihnen kommen so viele Probleme zusammen, dass sie ihre Liebe nicht umsetzen können“. In seiner Doktorarbeit hat der Pädagoge 51 Heimakten ausgewertet. Sie bestätigten den Eindruck, den er in den vergangenen drei Jahren in Rummelsberg gewonnen hat: Über die Hälfte der Jungs lebt bei einer alleinerziehenden Mutter und hat zu ihrem Vater keinerlei Kontakt. Aber wenn der Vater da sei, so Enser, sei es oft auch nicht viel besser. Viele Jungs gaben an, dass ihr Vater sie schlage. Rund zwei Drittel der Eltern, berichtet Enser, hätten keine Arbeit oder ernährten sich durch Gelegenheitsjobs. Aber auch die so-

reden. Dass das viel bringt, zweifelt er an. „Wenn ich draußen bin, ist da doch mein Freundeskreis, und dann geht alles wieder von vorn los.“ Er will unbedingt eine Lehrstelle finden, wenn er kommendes Jahr seinen Abschluss hat, damit er nicht wieder abrutscht. Das ist nicht einfach.

Bei welchen Jungs und Mädchen der Crashkurs für im Schnitt 250 Euro am Tag – den in der Regel das Jugendamt zahlt – fruchten wird, weiß vorher niemand so genau. Langfristige Evaluationen, was geschlossene Einrichtungen leisten, gibt es nicht. Die Heime selbst schätzen, dass sie mehr als die Hälfte ihrer Kinder dazu bringen, fortan halbwegs unauffällig zu leben. „Für uns ist es bereits ein Erfolg, wenn diese Menschen nicht mehr in der Psychiatrie oder im Gefängnis landen“, sagt Christian Oerthel, Geschäftsführer der Rummelsberger Dienste für junge Menschen: „Man muss doch sehen, von welchem Niveau aus wir starten.“

Peter*, 17, ist da optimistischer. Er ist ein stolzer Junge. Gerade konnte er einen Lehrvertrag unterschreiben, Anfang



Jugendschutzraum (in Rummelsberg), Heimkinder (in Würzburg): „Nachdenken, nachdenken, bevor ihr alles kaputtmacht“

er bald heraus, dass die anderen Kinder hier für Zigaretten seine Hausaufgaben erledigen. Die Erzieher werden ihn bald entlassen, denn gegen dieses Bollwerk der Selbstgerechtigkeit kommen sie nicht an.

Es erstaunt Heimleiterin Holler immer wieder, aber oft hätten die Eltern nicht im Blick, wer verantwortlich sein könnte für die Misere: „Sie denken, ihr Kind ist böse, und wir sollten es bitte wieder heil machen.“ Aber die Kinder seien nicht schuld an ihrem Verhalten. Wenn ein Jugendlicher über Jahre gelernt habe, „ich muss nur laut auftreten, dann gehorcht mir die Welt, Papa macht das auch so“, sei es sehr schwer, ihm das abzugewöhnen. Die Erzieher sprechen deshalb auch oft mit den Eltern, „viele Mütter und Väter bemühen sich ja sehr“. Einige aber auch nicht.

Es gibt nicht viel, was Psychologin Holler, 44, nach sieben Jahren Kontakt mit

genannte Elite der Gesellschaft sorgt für Nachschub in den Heimen: Fast 30 Prozent der Kinder sind laut Enser Wohlstandsverwahrloste oder stammen aus oberflächlich intakten Familien.

Es ist sehr schwer, aus einem Sumpf aus Lethargie, Frust oder Schlägen in angenehmere Sphären der Gesellschaft aufzusteigen. Wer das schaffen will, muss schnell begreifen, dass er nur wenige Chancen im Leben hat – und dieses Heim seine letzte sein könnte. Deshalb, findet Enser, sollten Jugendämter und Richter geschlossene Heime auch nicht nur als Ultima Ratio wahrnehmen, sondern besonders schwierige Kinder dann hineingeben, wenn sie ihr Verhalten noch ändern könnten, also weit vor ihrem 16. Geburtstag.

„Das Heim“, sagt Friedrich*, 14, „ist sehr anstrengend“, nie könne man allein sein, dauernd wolle jemand mit einem

August fängt er in einem Handwerksbetrieb an. Er kaut Kaugummi, trägt tief-sitzende Jeans und ein langes schwarzes T-Shirt, aber über seine Erfahrungen redet Peter, als ob er sein eigener Vater wäre. „Jungs“, sagt er dann, „sind ja oft stur. Aber ich war oberstur.“ Er hatte mit 14 Jahren bereits 14 Anzeigen wegen Körperverletzung kassiert, zwei Jahre war er im Heim.

Natürlich habe er auch heute noch Aggressionen, besonders seitdem er nach Verlassen des Heims vor einem Jahr die Medikamente abgesetzt hat. „Aber jetzt denke ich erst einmal nach, bevor ich handle.“ Dafür wendet Peter einen „Trick“ an, den er im Antiaggressionskurs gelernt hat: Wenn er wütend wird, steckt Peter die Hände in die Hosentaschen – „dann kann man zwei Sekunden länger überlegen bis zum ersten Schlag“.

CAROLINE SCHMIDT